

Adams neueste Knochen

Die Ahnengalerie des Menschen ist seit kurzem um einige Knochen länger – seit Forscher in Afrika die Gebeine eines sechs Millionen Jahre alten „Millennium-Man“ ausgegraben haben. Sie bestätigen, was man im Prinzip seit Charles Darwin weiß: Bei der Suche nach unseren Vorfahren kommen wir am Ende auf den Affen ... **WALTER FRESE** hat sich darüber Gedanken gemacht.

Mäxchen will zu Hause weitergeben, was er in der Schule gelernt hat: „Du, Papi“, beginnt er stolz, „weißt du, dass wir alle von Affen abstammen?“

Darauf gallig der Belehrt: „Ja, du schon – ich nicht!“

Über diese Replik schmunzeln zu können, ist ein ureigenes Privileg des Menschen. Denn Tiere kennen und erkennen keinen Witz; auch der klügste Schimpanse hat nicht das Hirn, den sprachlichen Fehltritt zu erfassen, mit dem sich Mäxchens Vater zum Affen macht.

Zutiefst menschlich ist allerdings auch des Vaters Weigerung, sich mit Affen in einen gemeinsamen Stammbaum zu setzen. Zwar bildet die Abstammungslehre, vor eineinhalb Jahrhunderten von Darwin formuliert, inzwischen einen tragenden Pfeiler des wissenschaftlichen Welt- und Menschenbilds. Doch in den Köpfen vieler Zeitgenossen – und keineswegs nur der dümmlich-militanten Kreationisten Amerikas – nistet noch immer der alte Adam der Genesis: jenes sondergefertigte Wesen, entworfen als Gottes Ebenbild und als Krone der Schöpfung – und von seinem Schöpfer zu einer Art Hausmeister in einem räumlich wie zeitlich begrenzten Weltgebäude bestellt.

Dieses Selbstverständnis des abendländischen Christenmenschen wurde zweimal aufs Größte erschüttert. Das erste Mal, als Kopernikus und dessen Nachfolger den antik-scholastischen Kosmos des Mittelalters aufbrechen und als Trug enthüllten: Damals wurde die Erde zum Planet unter Planeten, die Sonne zum Stern unter Sternen – und jenseits der geborstenen Sphären des Ptolemaios tat sich ein unermesslicher, erschreckender Abgrund an Raum auf.

Dieser Abgrund war noch nicht ausgelotet, da sprengte Darwin mit seiner Abstammungslehre auch den zeitli-

chen Rahmen der Schöpfung. Bis dahin hatte man die Welt als geschichtslos betrachtet, als einst erschaffen und geschaffen in den Zustand, in dem sie sich den Menschen seit jeher – seit „Menschengedenken“ – darbot. Darwins Lehre hingegen machte die Erde zur Bühne eines historischen Geschehens, einer Naturgeschichte, deren Ursprung sich in grauer Vorzeit verlor. Und was man Darwin am meisten verübelte: Er erklärte den Menschen zum späten Produkt dieser Geschichte und stemelte ihn zum Abkömmling von Affen.

Staubkorn im Universum

So mutierte der biblische Adam zum biologischen *Homo sapiens* – von Gottes Ebenbild im ruhenden Zentrum einer endlich-beschaulichen Welt zum „nackten Affen“ auf einem rasenden Staubkorn irgendwo in einem gewaltigen, dynamischen Universum.

Wir können heute kaum mehr nachvollziehen, wie diese Entgrenzung der Welt und die Entwürdigung des Menschen unsere Altvordern verstört hat. Denn wir haben gelernt, in ehedem unvorstellbaren Dimensionen zu denken, will sagen, uns graust vor nichts mehr: Wir fangen heute Botschaften vom Ende des Raums und vom Anfang der Zeit ein – Licht, das vor 15 Milliarden Jahren die Reise zur Erde antrat, die damals noch lange nicht existierte ...

Ähnlich gelassen und sachlich-forschend blicken wir inzwischen auch auf unsere äffische Abkunft zurück. Dabei geht es, gemessen an astronomischen Skalen, nur um eine kurze Spanne von sechs bis sieben Millionen Jahren. So lang etwa ist es her, dass sich irgendein Affe irgendwo in Afrika eines vermeintlich Besseren besonnen und auf seine Hinterbeine gestellt hat: Statt weiter



buckelnd den Primatenweg vom Gorilla zum Schimpansen zu verfolgen, bog er aufrecht und erhobenen Schädels auf den Hominidenpfad ein – der allerdings noch nicht klar in Richtung Mensch ausgemalt war. Deshalb haben sich manche der Hominiden später verlaufen – beispielsweise ins Neandertal, das sich als Sackgasse entpuppte.

So fällt es auch uns Heutigen schwer, den Weg zurück zu jenem Abweichler zu verfolgen, von dem wir abstammen. Denn diese Ahnenforschung, die Paläontologie, ist zunächst reine Knochenarbeit: Von unseren frühen Vorläufern sind nur da oder dort Skelett-Fragmente liegen geblieben, als Wegmarken sozusagen, die allerdings nur ungefähre Deutungen zulassen.

Bis vor kurzem verloren sich diese Zeichen etwa auf halber Strecke zurück zu unserem affenmenschlichen Ursprung. Das früheste, noch einigermaßen scharfe Porträt in der Ahnengalerie der Menschheit lieferte „Lucy“, alias *Australopithecus afarensis*, deren halbwegs erhaltenes Skelett Anfang der siebziger Jahre in Äthiopien gefunden wurde. Diese Lucy, die möglicherweise auch ein Mann – Luzifer?! – war, trabte vor etwas über drei Millionen Jahren aufrecht durch die ostafrikanische Steppe.

Die Sippschaft am Ufer

Nach Lucys Gebeinen stieß man vor rund zehn Jahren noch auf Relikte von *Australopithecus anamensis*, der vor vier Millionen Jahren lebte, sich in Sachen Zweibeinigkeit aber als „Wackelkandidat“ erwies: Er hat sich wohl nur gelegentlich, wie das auch Schimpansen tun, aufrecht fortbewegt.

In dieser Unsicherheit über unsere ersten zweibeinigen Vorläufer ist es uns deshalb eine Freude, zum Beginn des neuen Jahrtausends jenen „Millennium-Man“ begrüßen zu dürfen, dessen Knochen kenianische und französische Paläontologen unlängst im ostafrikanischen Grabenbruch ergraben haben. Genau genommen handelt es sich dabei um eine ganze Millennium-Familie: Man ordnet die Arm- und Oberschenkelknochen, Zähne und Kieferteile nämlich einem Greis, drei jüngeren Erwachsenen sowie einem Kind zu. Diese Sippschaft trieb sich vor sechs Millionen Jahren am Ufer eines inzwischen verschwundenen Sees herum – und zwar zweibeinig, wie man aus den „kräftigen Hinterbeinen“ dieser ansonsten nur schimpansengroßen Hominiden schloss.

Sollten sich diese noch vorläufigen Befunde bestätigen, wären wir also in der Tat mit einem Sprung um zwei

Millionen Jahre näher und damit sehr nahe an unserem Ursprung. Das wäre in der Tat aufregend, und das dürfte man sicher als sensationell bezeichnen.

In Zeiten des Internets allerdings wählt man Worte nicht mehr nach ihrem Sinn, sondern nach ihrer Lautstärke – und so wurde die Mel-

dung über den Fund des „Millennium-Man“ unter der Überschrift „Urmensch revolutioniert die Geschichte der Menschheit“ herausgebrüllt ...

Bei allem Respekt vor den Gebeinen des „Millennium-Man“ wie auch vor denen, die sie aufgespürt haben: Hier von einer Revolution zu sprechen, ist Marktschreierei und zudem irreführend. Denn auf was sonst als auf einen „etwa metergroßen, schimpansenartigen Zweibeiner“ sollten wir bei der Suche nach unseren frühesten Wurzeln stoßen? Vielleicht auf eine prähistorische Claudia Schiffer oder einen fossilen Arnold Schwarzenegger? Oder etwa auf ein zweibeiniges Flusspferd?

Die wirklich entscheidenden, „revolutionären“ Prozesse hinter der Menschwerdung lassen sich aus fossilen Knochen wohl nicht ergründen. Denn, wie schon der Wiener Grantler Hans Moser sagte, „auf gebaut kommt's nicht an“: einen Affen aufzurichten, ihm das Fell über die Ohren zu ziehen und ihn noch etwas in die Höhe wachsen zu lassen – das macht immer nur einen „nackten Affen“, aber noch keinen Menschen.

Wir werden deshalb anderswo nach unseren Wurzeln schürfen müssen – nicht in den Resten alter Knochen, sondern in dem Material, mit dem die Evolution Naturgeschichte schreibt: in den molekularen Schriftsätzen der Desoxyribonukleinsäure. Und da kommt uns zustatten, dass gut 98 Prozent unserer Erbsubstanz mit der des Schimpansen übereinstimmen. Das nämlich bedeutet, dass wir nur zwei Prozent unserer Gene mit denen des Schimpansen abgleichen und auf einschlägige Änderungen durchforsten müssen.

Das ist zum einen erfreulich, und zwar für die damit befassten Paläogenetiker; es nährt zum andern freilich die Befürchtung, dass es mit dem Menschen gar nicht so weit her ist, was seinen Abstand zum Affen angeht.

Denn: Wenn schon so geringfügige Änderungen in der genetischen Blaupause genügen, einen Affen zu einem Menschen zu machen, dann hat vielleicht jene legendäre „Tante Jolesch“ Recht, jenes Wiener Original, von dem uns der Schriftsteller Friedrich Torberg einen bemerkenswerten Spruch überliefert hat – und der zumindest eine Hälfte der Menschheit betraf: „Alles, was ein Mann schöner ist wie ein Aff“, ist ein Luxus ...“ ●